

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 75.

Dienstag, 30. März.

1915.

(5. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Nachdruck verboten.

Roman von Albert Petersen.

Der alte Herr Lorenz Woldsen Wilmfen lag jetzt nach des Lebens Kampf und Lust im Erdbegräbnis unter den alten Linden des Gräbber Kirchhofs. Vom Meere würde jetzt in jedem Herbst der kalte Seewind fegen, das Kreischen der Möwen, das ängstliche Schreien wandernder Wildgänse zu ihm herabdringen, im Sommer die Rosen auf seinem Grab prangen, und seine Kinder und die Enkelin würden ihm Erbskränze auf den Hügel legen.

Die Gräbber, welche dem Begräbnis mit dem großen Gefolge zugehört hatten, kehrten in ihre Wohnungen zurück, sagten: „So, nun ist er dahin —“, rieben sich die nasskalten Hände vor dem Torffeuer und freuten sich trotz des täglichen Gezeters über das „Sammerdasein“, daß sie noch auf Gottes schöner Erde wandeln durften. Die Männer stellten den Zylinderhut wieder in den Schrank und kehrten an ihre Arbeit zurück.

Im Freihaus waren die trauernden Verwandten und Freunde des Bestatteten beim üblichen Leichenschmaus.

Better Friedrich Masen wischte sich die letzte Träne aus den schmalen Augenfalten und konstatierte noch einmal: „Er war doch ein guter, lieber Kerl, mein Onkel Lorenz Woldsen“, und widmete sich dann mit Andacht dem gereichten Wein.

Tante Lisbeth seufzte elegisch, daß sie nun auch an die große Reise in den Himmel denken mußte. Herr Wilmfen lächelte allerdings, sie würde nach dem Willen des Verstorbenen bis dahin ja einstweilen gemütlich im Freihause residieren, und der behäbige Bürgermeister, ein Schalk, meinte gutmütig spottend: „Es ist kein Wunder, daß Demoiselle sich nach dem Himmel sehnt, denn man sagt ja, daß dort Ehen geschlossen werden.“

Die alte Jungfrau machte ein süßlaures Gesicht. Die Worte des Stadtoberhauptes ärgerten sie, doch der Gedanke, daß ihr Better Lorenz ihr bis ans Lebensende das Freihaus zur Wohnung bestimmt hatte, tat ihr wohl. Bisher hatte sie sich immer gefühlt, als sei sie in diesem Hause nur eine Angestellte. Und wenn Herr Wilmfen ihr auch nie ein Wort darüber gesagt hätte, hatte sie nie gewagt, irgend etwas Wichtiges selbständig anzuordnen.

Jetzt aber war sie doch Herrin hier, konnte schalten und walten, wie sie wollte. Und sie wollte es. Eigentlich waren all die Versammelten hier ja schon ihre Gäste. Und unwillkürlich trug Demoiselle Lisbeth ihren Kopf höher als früher, und ihre hagere Gestalt reckte sich und saß kerzengerade in dem Armstuhl am Ende des Tisches, in welchem sonst der alte Herr gesessen.

Better Friedrich Masen, der es für seine Pflicht gegen sich selbst zu halten schien, möglichst schnell und gründlich seiner traurigen Stimmung Herr zu werden, trank wieder aus und schenkte sich wieder ein, dann klopfte er an sein Glas und ließ eine seiner gefürchteten Toaste vom Stapel: „Meine liebe Gemeinde, unser

jetzt auch schon gestorbener Dichter Goethe sagt, wie ich früher einmal im Vossischen Musenalmanach gelesen habe, das Alte stirbt und neues Leben blüht aus den Ruinen —“

„Schiller“, unterbrach eine der Damen wichtig.

„Aus den Ruinen“, fuhr Better Friedrich Masen unbeirrt mit verächtlichem Seitenblick auf die Vorlaute fort, „meine liebe Gemeinde, es gibt aber, wie man am Rheine sehen kann, Ruinen, welche doch noch recht zähe sind. Und so hoffe ich, daß auch unsere Tante Lisbeth noch recht lange im Freihause wohnen möchte. Darauf wollen wir unser Glas leeren.“

Die alte Dame bemerkte auf einigen Gesichtern ein recht boshaftes Lächeln, sie sank ein wenig in sich zusammen vor geheimem Ärger, aber als man sich um sie drängte, um mit ihr anzustoßen, dankte sie doch mit gewöhnlicher Freundlichkeit.

Der Bürgermeister aber zupfte den Redner verstohlen am Ärmel und flüsterte: „Das war fein. Nun aber noch einen Toast auf Doktor Stallisen.“

Und Friedrich Masen stärkte sich zu neuen Taten. Doch während er nachsann, wer der Dichter jenes Liebes sein mochte, in welchem der Arzt dem Freund sein die Hälfte seiner Kranken verspricht, legte sich eine schwere Hand auf seine Schulter, sein Better beugte sich zu ihm nieder und flüsterte: „Bitte, keine Toaste mehr, lieber Friedrich, wir feiern doch ein stilles, trauriges Fest.“

So kam der Bürgermeister um seinen Spaß, und Dr. Stallisen konnte nach reichem Mahle und gutem Trunk ungeärgert nach Hause gehen.

In der „großen Straße“, von welcher man schnurstracks zum Marktplatz und zur Kirche sehen und gehen konnte, lag der „Königlich dänischen Post“ gegenüber das „Hotel zum Weltmeer“. Über der breiten Straßentür hing das sorgfältig geschnitzte Modell einer alten Hamburger Rogge mit hohen Schiffswänden und ragenden Masten.

Zu den Seiten der Bordiele befanden sich das Gast- und Honoratiorenzimmer, im zweiten Stock lagen die Fremdenstuben. Nach hinten hinaus führte eine weißgestrichene Doppeltür zum Saal.

Stadt Gardby war sehr stolz auf diesen Saal. Die Lateinschule veranstaltete hier in jedem Winter einen „Dichtertag“, an welchem ein Lehrer einen Vortrag über einen Held der Feder hielt und einige Schüler aus den Werken dieses Dichters deklamierten. Eltern, Verwandte und „Freitischgeber“ der Schüler wurden zu diesen Veranstaltungen eingeladen, lernten nicht nur, daß Schiller „auch ein deutscher Dichter“ gewesen, sondern hörten sogar von Lord Byron, von dem damals gerade die Richardsche Übersetzung erschienen war. Der Rektor und Prorektor hielten es zwar für Entweihung dieses Musentempels, daß zum Pfingst- und Michael-krammarkt hier die Fiedel den Gesalbenern und Hallialenten zum Tanz aufbielte. Aber da der Hotel-

Besitzer einwandte, er wolle doch man leben, und man ihm dieses Recht nicht gut bestreiten konnte, meinten die Honoratioren, wenn der Saal doch einmal zum Tanzen da sei, könnten ihre Kinder hier auch Tanzstunde erhalten.

Der Tanzmeister Peter Schwarz, der sich gern Monsieur Pierre Noir nennen ließ, stand im Saal und kommandierte, leise auf den Beigendeckel klopfend, den Kontretanz.

Und die schlanken Backfische bewegten sich geschmeidig, geschickt und graziös, während die Bewegungen und Verlegungen der Herren Brimaner und Sekundaner manchmal ein wenig eckig und linkschief ausfielen.

„Aber — Monsieur Sarken — ich muß doch bitten — man faßt eine Dame doch nicht bei der Hand, als wollte man einen Ziegelstein packen“, rief Herr Peter Schwarz mit seiner tiefen Stimme.

Ein Nicken ging durch die Kette der Mädchen.

Der Brimaner Sarken machte ein zorniges Gesicht, seine Dame aber, die zierliche Luise Weggers, bekam einen dunkelroten Kopf; sie wurde seit dem letzten Eislaufen ja schon mit Paul Sarken geneckt.

Auch Grethenfraude Wilmsen befand sich unter den Tänzerinnen.

„Unsere Tochter muß doch tanzen können“, hatte ihre sonst so nachsichtige Mutter bestimmt entgegnet, als Grethenfraude nicht an der Tanzstunde teilnehmen wollte. „Was soll ich da?“ dachte das Mädchen, die Jungen mögen ja doch nicht gern mit mir tanzen. Und wirklich fühlte sie gerade hier, daß die Narben von dem Gauberg-Unfall her ihr Gesicht sehr entstellt haben mußten.

Teilnahmslos schritt sie den Kontre mit, und wie von einer Qual erlöst, atmete sie auf, als die Geige verstummte.

„Für heute wollen wir Schluß machen, meine Damen und Herren. Wünscht einer der Herrschaften noch etwas zu wissen? Ich bin ganz Diener, meine Herrschaften.“

Darauf hatte der grollende Paul Sarken gewartet. „Wie wird's, wollen Sie uns wirklich keinen Balzer Lehren?“ Der Balzer — das war Peter Schwarz — wurde still. Er war vor einigen Jahren einen ganzen Frühling und Sommer hindurch von den Gardhyer Honorationen verfeimt gewesen, weil er diesen neuen „widerlichen Umfaßtanzen“ hatte einführen wollen. Und in Hamburg tanzte man ihn doch schon seit der Franzosenzeit.

Monsieur Pierre Noir hätte diese rückständigen Kleinstädter gar zu gern mit der Neuierung beglückt, aber er wagte nicht, seinen Lieblingsplan zu verwirklichen, und es tat ihm jedesmal in der Seele weh, wenn er daran erinnert wurde.

Monsieur Pierre Noir zog jetzt auch die Stirn kraus, machte ein so trauriges Gesicht, als würde er an die qualvollste Stunde seines Lebens erinnert, und sagte mit wehleidiger Stimme: „Bedaure, wirklich, bedaure außerordentlich — aber die verehrten Eltern der verehrten Damen und Herren würden — submissiv sei es gesagt — sehr zornig werden, und der Herr Prorektor —“

„Ja, ja, Sie haben recht, lieber Monsieur Noir“, warf der Brimaner Lorenzen ein, der den Prorektor nicht leiden konnte, „es ist nichts zu wollen. Übrigens dürfen wir hoffen, daß schließlich doch einmal auch unser Städtchen von soviel zeitgemäßem Geist —“

„Ich erleb's nicht mehr, sicher nicht mehr“, seufzte der Tanzmeister so schwer, daß die Mädchen sich fichernd anstießen, während sie ihre breitrandigen Hüte aufsetzten und die langen Bänder unter dem Kinn zubanden.

„Wollen wir noch mal durch den Stadtpark gehen?“ fragte die vberschrötige Gene Zepfen Grethenfraude. Demoiselle Wilmsen schien nicht recht Lust zu verspüren, aber sie nickte.

„Einmal rund um den Park nur, Gene.“

„Ja, ja“, und Demoiselle Zepfen hatte ihren Arm unter den Grethenfraudes und zog sie mit einem aufmunternden Seitenblick zu den Schülern mit sich aus dem Saal.

Auf den Straßen herrschte reges Treiben. Nach einigen strammen Frostwochen blies von der See her der Laubwind. Von den Dächern tropfte es, die rings hängenden Eiszapfen wurden immer kürzer und dünner. In den Gassen schmolz der Schnee. Der Bürgermeister hatte am Vormittag den grauen, watschelnden Stadtdiener, der einst bei den Dragonern in Jütland Korporal gewesen war, von Haus zu Haus geschickt, man solle zur Vermeidung von Brüchen heute noch den Schneematsch — der Stadtdiener sprach: „Enematsch“ — von Vor- und Mittelstraße entfernen. Hausknechte, Dienstmädchen, Jungen, Handwerkslehrlinge und hier und da sogar der ehrsame Meister selbst waren emsig bemüht, eine Auffrischung des Stadtsäckels durch Bruchgelder zu verhindern. Brecheisen klirrten, daß von den Kopfsteinen die Funken flogen, Schaufeln schlürften schrill, Schubkarren rollten daher, und dann und wann platzte zur allgemeinen Aufmunterung noch ein aufschlagender Schneeball.

Würdevoll, die dicken Hände auf dem Rücken gefaltet, schritt der Korporal Nis Havemand, prüfende Blicke rechts und links werfend, durch die belobten Gassen.

„Beleer dien Säbel man nich“, spottete ein Gefelle. Gelassen fühlte Havemand nach seiner Schwertschneide, wo der breite, ziemlich kurze Säbel baumelte.

„Du hast een Bladen up dien Rock“, lachte ein festes Dienstmädchen.

Und Korporal Nis Havemand ließ einen Blick an seiner hellblauen Uniform heruntergleiten.

Nur, wenn wieder ein Schneeball klatschend gegen seinen Tschako flog, daß der Schirm die rötliche Nase berührte, kam er ein wenig aus seiner Ruhe und drehte sich nach den Jungen um, die ihn dann aber mit harmlosem Lächeln ansahen.

„Jungens, laßt doch den alten Schneiseherie“, rief er ärgerlich in jütischem Akzent, „wak hull daß du.“

Aber es war nun einmal der Sport der Gardhyer Jugend, nach dem hohen, schwankenden Helmbusch zu werfen, der wie ein großer Lampenputzer auf des Stadtdieners Tschako ragte.

(Fortsetzung folgt.)



Man kann schweigsam sein, ohne deshalb nichts sagend zu sein.
Gertraud Wolff-Sirchberg.

Wie die Landwehr in den Vogesen lebt

(Original.)

Im Unterstand bei, 25. Jan. 15.

Meine Lieben! Heute will ich Euch einmal ein wenig erzählen, wie wir hier unser Leben als Höhlenbewohner verbringen.

Aber Schnee und Eis marschieren wir die steile Straße bergan, zweigen dann auf Fußwegen ab und erreichen nach etwa anderthalbstündigem Marsch unsere Stellungen. Dadurch, daß wir immer mit vollem Gepäck marschieren, kommen wir trotz der 2½ Grad Kälte schweißtriefend oben an. Die Kompagnien lösen einander tageweise ab, und zwar so, daß immer einige Kompagnien in Stellung sind, die anderen befinden sich in Reservestellung und der Rest zur Ruhe in der Stadt. Die Verpflegung ist im Gebirge natürlich mit großen Umständen verknüpft. Drei Feldküchen fahren mit fertiger Suppe bis zur halben Höhe. Hier befindet sich ein Gehöft, wo die Feldküchen und sonstige Bagage halten müssen. Um 12 Uhr mittags treten wir zum Essenholen an, und nun geht es steil bergab, jeder mit Kochgeschirr und Rüssel versehen. Der Weg ist sehr glatt und beschwerlich. Ist man nun im Gehöft angelangt, so wird an den Feldküchen das Essen empfangen. Jetzt entstehen die schönsten Gruppen, und der Amateurphotograph hätte hier Gelegenheit, die interessantesten Aufnahmen zu machen.

Teilweise stehen die Kameraden im Schnee und essen, andere liegen auf dem Schnee, wieder andere haben den Deckel des Kochgeschirrs auf den Wagenrädern stehen. Trotz der Mühen und Anstrengungen, welche nötig sind, um nur das Essen einzunehmen, herrscht hier ein fröhliches Treiben, denn der Humor geht uns alten Landwehrlenten doch noch nicht aus. Ist das Essen eingenommen, wird noch Wasser in die Kochgeschirre gefüllt, um droben auf der Höhe wenigstens Kaffee kochen zu können, und dann geht es wieder bergauf bis zum Unterstand.

Unsere Stellungen sind einfach großartig, und mit Bewunderung sieht man, was unsere braven Pioniere geleistet haben. Die Gräben sind alle so tief, daß bequem ein Mann, ohne gesehen und getroffen zu werden, durchgehen kann. Von den Schützengräben kommt man in die vordere Schützen- und Postenstellung. Hier liegen feste Sandsäcke aufgeschichtet, zwischen ihnen sind kleine Lücken zum Schießen offen. Auch Gukstahlplatten sind eingebaut, ebenfalls mit Schießsicheln versehen. — Vor den Schützengräben ist hoher und breiter Drahtverbau angelegt aus verzinktem Stacheldraht, davor noch einmal gefällte Tannenbäume, mit den Zweigen gegen den Feind. Durch diese Hindernisse durchzubrechen, ist kaum möglich oder nur unter furchtbaren Verlusten für den Gegner. Uns selbst kann der Feind kaum Schaden beibringen, da nur durch einen Schuß durch die kleinen Lücken jemand getroffen werden kann. — Bei dem kalten Wetter, wie es eben ist, werden die Posten stündlich abgelöst. Einmal der Kälte wegen und dann, weil das scharfe Auslugen nach dem Feind sehr ermüdet. Gegen die Kälte sind die Posten mit schweren weißen Schaffelmänteln und großen wollenen Überziehpantoffeln einigermaßen geschützt.

Nach der Ablösung gehen die Leute in die kleinen Unterstände, welche gleich im Schützengraben angelegt sind. Sie stellen in den Boden eingebaute Blockhütten dar, die Wände mit Brettern verschalt, mit Bänken und, wenn es gut geht, mit einem Tisch ausgestattet. Meistens ist auch ein kleiner Ofen vorhanden, so daß es leidlich behaglich ist. Wenn Scheine kleiner Stearinkerzen wird hier in Reserve weitergemacht. Die feuchte, mit Zigarrenrauch geschwängerte Luft ist allerdings nur für einen abgehärteten Krieger geeignet. Zwölf bis fünfzehn Mann und ein bis zwei Unteroffiziere bilden die Besatzung dieser kleinen Unterstände. Für den wachhabenden Offizier ist ein besonderer Einbau hergerichtet, schon etwas wohnlicher und mit Fernsprecher versehen, so daß Verständigung mit jeder Stellung möglich ist.

In einiger Entfernung von den Schützengräben sind die großen Unterstände für die Reserve-Kompagnien angelegt, ebenfalls in den Boden eingebaut und so geräumig, daß dreißig bis fünfzig Mann Platz darin finden. Die Decke ist aus schweren Baumstämmen gezimmert und mit Erde bedeckt, der Boden ist gebiegt und mit Stroh belegt. Die ganze Anlage ist schrapnell- und einige Unterstände sogar granatensicher. Selbst zweistöckige Unterstände gibt es. Geheizt sind sie alle und auch ganz angenehm warm. Hier können wir lagern und auch ruhig schlafen, ins Bett und in wollene Decken eingehüllt. Hart ist freilich das Lager des braven deutschen Landwehrmanns. Hüften und Rippen tun einem weh, und man dreht sich oft in der Nacht herum, damit keine Seite des Körpers zu knapp kommt. Bei den jetzigen kurzen Tagen können wir bis sieben oder acht Uhr schlafen. Bis dahin haben die Kaffeelöcher, welche tags zuvor dazu bestimmt wurden, den Kaffee gebraut. Das Morgenfrühstück besteht aus Kommibrot mit Butter oder Wurst, — was gerade die Lieben in der Heimat gesandt — und heißem Kaffee mit Zucker.

Das Leben und Treiben hier oben ist überhaupt ganz interessant. Esel bringen Wasser und sonstige Lebensmittel herauf. Um zehn Uhr kommt ein Eseltreiber mit zwei Eseln, welche die Postbeutel bringen. Dann wird es lebendig. Alles läuft hin, um etwas von den Lieben aus der Heimat zu bekommen. Trübe Gesichter machen die, welche leer ausgegangen sind. Am heißbegehrtesten sind die Briefe, sie werden zuerst geöffnet und gelesen. Mancher gibt etwas vom Inhalt wieder, besonders wenn die Lieben Kleinen geschrieben haben oder durch die Mütter haben schreiben lassen. Dann kommen die Zeitungen an die Reihe. Sind sie auch alt, sie werden immer noch einmal gelesen. Die halbpfund- und Pfundpäckchen bringen alles nur Erdensbare in den Unterstand, auch manch Unnütziges. Aber Freude macht es doch, und schließlich findet alles seine Verwendung.

Freilich, waschen kann man sich tagelang nicht, höchstens mal die Hände.

Nach sechs anstrengenden Tagen geht es zur Stadt zurück. Hier kann man baden und sich wieder etwas in Ordnung bringen. Unser Vett ist freilich auch hier wieder Strohlager in einer Fabrik. In diesem Sual schlafen etwa hundert Mann.

Ich kann Euch aber versichern, die gute Stimmung behält immer Oberhand. Bald wird gesungen, wir haben wirklich gute Sänger dabei, dort spielt einer Mundharmonika, und vorgestern war sogar Ringkampf.

So lange unsere brave Landwehr noch so munter ist, sind es die Jüngeren erst recht, und Deutschland kann stolz auf sein Heer sein. Alle sind wir siegesbewußt und nur besetzt von dem einen Gedanken: „Eine siegreiche, ehrenvolle, aber auch baldige Heimkehr.“

Euer

Landwehrmann F. R.



Aus der Kriegszeit.

König Alberts Abschied von Belgien.*)

(Nach der Melodie: Verlassen, verlassen bin ich.)

Verloffen, verdroschen — Verloffen bin i, —
Wie der serbische Peter, — Ka Teufel mog mi. —
Mei' Rüttich, mei' Namur, Mei' Landl is furt, —
D'rum geh' i' nach England — Und treib' hurt an' Spurt.
Mei' Schloß wor in Brüssl', — vielleicht is's scho' hin, —
Barum steck' i mein Rüßl' hinein nach Berlin. —
I war amol König, — dös hab' i verspielt, —
Drum hob' i vom Deutschen — un von Östreich kriegt Stieb.

Aus dem Feldpostbriefe eines Einjährigen-Unteroffiziers (stud. med.) aus Wiesbaden. — — — Nun zu meiner Patrouille. Wir lagen im Schützengraben. Es dunkelte, und eine kalte, regnerische Nacht zog herauf. Auf beiden Seiten zeigten die ab und zu aufblühenden Leuchtkugeln, daß Freund und Feind scharf auf dem Posten waren. Ich lag mit meinem Buher im Unterstand. Wir hatten es uns so gemütlich wie möglich gemacht und waren gerade dabei, unseren Knaumsteln eine intensive Beschäftigung zu geben, da kam eine Ordonnaanz vom Kompagnieführer durch den Graben und machte bekannt, daß sich Freiwillige um 9 Uhr abends zu einer Patrouille melden könnten. Mein Entschluß stand sofort fest. Die durfte kein anderer bekommen. Ich verabschiedete mich und begab mich bereits um 8¾ Uhr zum Kompagnieführer, um dort nähere Instruktionen zu empfangen. Ich hatte Glück. Noch niemand hatte sich vor mir beworben, und so mußte mir die Lösung der Aufgabe zufallen, die mir der Kompagnieführer bald darauf mitteilte. Vor unserer Stellung, etwa in einer Entfernung von 90 Meter, lag ein natürlich reichlich geschossenes Haus, in dem der Feind eine vorgeschobene Stellung hatte. Es war nun meine Aufgabe, zu erkunden, wie stark dieses Haus besetzt wäre. Der Weg war meiner Wahl überlassen. Indessen riet mir der Kompagnieführer, von unserem Unteroffizierposten auszugehen, den wir zur Sicherung gegen das besagte Haus vorgetrieben hatten; von diesem aus hätte ich dann ja nicht mehr weit. Das wollte mir aber gar nicht einleuchten. Ich hatte mir die Sache schon vorher zurechtgelegt und beabsichtigte, von dem rechten Flügel unseres Grabens ausgehend, von hinten an mein Ziel heranzukommen. Auf diese Weise hatte ich zwar den weiteren Weg, aber die Gefahr, gesehen zu werden, war so bedeutend geringer, da der feindliche Posten jedenfalls seine Aufmerksamkeit nach vorn konzentriert haben würde. Während ich dies überlegte, fragte mich der Kompagnieführer, ob ich nicht doch zurückbleiben wollte. Aber stolz wie ein Spanier lehnte ich dies Anerbieten ab. Dann begannen die Vorbereitungen. Ich legte das Koppelzeug ab und zog den Mantel aus. Dann kam der Popschüler von zu Hause dran, denn mein noch „von gestern her“ frischgewaschenes Gesicht hätte mich verraten können. Als einzige Waffe nahm ich meinen alten Revolver zu mir, der mich schon begleitet, seit wir im Felde stehen. Dann zog ich ab. Es hatte inzwischen aufgehört zu regnen, und man konnte sogar ab und zu ein Sternlein sehen, das neugierig hinter den Wolkenschleier hervorschaut. Die leicht erklärliche Aufregung,

*) Aus der „Wiener Kronen-Zeitung“.

die mich vorher beherrscht hatte, machte sogleich einer gewissen Ruhe und Sachlichkeit Platz, als ich nun dazu schritt, mein Vorhaben auszuführen. Mein Weg führte mich rechts bis an eine Stelle, wo unser Graben einen scharfen Knick machte. Dem dort stehenden Posten gab ich noch den Befehl, er solle durchsagen, daß niemand sich einfallen lassen solle, zu schießen. Dann war ich im Freien. Zunächst mußte ich über unseren Drahtverhau, und zwar so schnell wie möglich, damit mich keine Leuchtflugel überraschte, während ich noch darinnen war. Dies gelang, und nun hieß es, auf die Erde und vorsichtig vorarbeiten. Auf Händen und Füßen, den Revolver in der Rechten, schob ich mich Schritt für Schritt vor, sorgfältig jede Deckung auszunutzen. So war ich etwa 30 Meter vorwärts gekommen, da bemerkte ich in etwa 5 Meter Entfernung ein dunkles Etwas. Ein Schreck durchfuhr mich im Augenblick, aber dann faßte ich den Revolver fester und wartete, was mein Gegenüber wohl anfangen würde. Aber der regte sich nicht. Plötzlich zischte es; es war eine feindliche Leuchtflugel. Da mußte ich sehen, wen oder was ich vor mir hatte. Vorsichtig hob ich den Kopf und sah hinüber. Nichtig, da lag einer, und sogar auf dem Rücken, und jetzt ging mir auch ein Licht auf. Jetzt wußte ich auch, weshalb es da so entsetzlich stank. Ein Franzose lag da wohl, aber er konnte mir nichts mehr tun, denn er war tot und sogar schon halbverwest. Ganz dicht kroch ich an der Leiche vorbei. Ich kam an einen verlassenen französischen Graben, der halb voll Wasser stand, und kroch an ihm entlang weiter. Schattenhaft leuchtete aus dem Dunkel die Umrisse der feindlichen Häuser auf. Nur vorwärts, drängte es in mir. Donnerwetter! stand da drüben an der Straße nicht ein feindlicher Posten? Ich sagte die Möglichkeit, daß er auf mich schießen könnte, ins Auge. Es war doch mindestens fraglich, ob er mich treffen würde. Blühartig würde ich in dem Wasserloch verschwunden sein, an dem ich eben vorbeigekommen war. Da! wieder eine Leuchtflugel. Gott sei Dank, der französische Posten war bloß ein Baumstumpf an der Straße. Nur vorwärts! Noch 20 Meter vielleicht bin ich von meinem Ziel ab. Wie ein finsternes Menschenauge starrt mich das runde Dachfenster an. Ich habe immer das unangenehme Gefühl, als ob ich gleich einen Kopfschuß bekommen sollte. Doch das ist ja Dummheit. Der französische Posten wird doch nicht nach hinten gucken! Jetzt macht der Wassergraben eine Wiegung. Wie nun hinüberkommen, ohne laut zu werden? Ich krieche noch ein Stück weit längs. Ja, da ist ein Übergang. Jetzt rüber. Das Gehöft liegt vor mir. Ich bin gerade an der Einfahrt. Dicht an den Posten geht ein französischer Laufgraben vorbei bis in den Hof hinein. Vorsichtig winde ich mich auf dem Grabendamme entlang. Jetzt bin ich im Gehöft. Unglücklicherweise stehe ich in den Schatten eines alten Stalles, der hinter dem Gruse steht. Ich bin etwa 5 Meter von ihm ab und kann durch die Türöffnung den ganzen Innenraum überblicken. Ich höre leichte Schritte drinnen. Wieder kommt eine Leuchtflugel und jetzt sehe ich den Herrn auch. Es ist nur einer. Ob ich noch weiter vorgehe? Es ist nicht ratsam, da der ganze Hof mit Trümmern von Dachziegeln bedeckt ist. Da lassen sich Geräusche gar nicht vermeiden. Ich bleibe also liegen und warte, ob ich vielleicht höre, wenn der Posten abgelöst wird. Ich warte 5 Minuten, 10 Minuten. Gar nichts Neues ist zu bemerken. Wer weiß, wie lange es noch dauert, bis der abgelöst wird. Außerdem wird es zusehends heller. Also, denn nicht! Ich weiß, was ich will. Meinen Zweck habe ich erreicht, und den Erfolg aufs Spiel zu setzen, wäre sinnlos. Vorsichtig mache ich kehrt und krieche auf die Toreinfahrt zu. Aber ich bin zu unvorsichtig geworden. Als ich zwischen dem Graben und der Toreinfahrt krieche, fallen von dem lodernden Erdreich ein paar Schollen flatternd ins Wasser. Erschrocken bücke ich mich ganz nieder und sehe ins Haus zurück. O weh, er dreht sich um; nun wird er kommen! Ich fasse den Revolver fest; er oder ich. Jetzt kommt es darauf an, wer flinker ist. Aber er kommt nicht. Unbehelligt krieche ich weiter. Jetzt bin ich wieder am Drahtverhau und jetzt — bin ich wieder in unserer Stellung. Ich wage es kaum zu glauben. Ich bin froh, unheimlich froh. Beim Kompagnieführer melde ich mich zurück. Der hat schon gar nicht mehr geglaubt, daß ich noch zurückkomme. Ich war fast drei Stunden unterwegs, und er hatte mich schon längstens nach zwei Stunden zurück erwartet. Dana muß ich Bericht erstatten. „Gut, sehr gut“, sagte er. Ich finde also Anerkennung, und etwas

Schöneres als Anerkennung kann ich für meine Person mir kaum denken. Mein Buher wartet schon mit Schmerzen auf mich. An Schlafen ist natürlich noch nicht zu denken. Erst muß ich erzählen — und essen. Ich habe nämlich Hunger bekommen, richtiggehenden Hunger. Um 8 Uhr kam ich endlich dazu, mich zur Ruhe zu legen und schlief in dem schönen Bewußtsein, wirklich etwas geleistet zu haben, bis morgens 11 Uhr, also nicht zu knapp! —

Auf Baumposten im feindlichen Schrapnellfeuer. Am 3. September richtete sich die 2. Kompagnie des 3. Bat. Bayr. Ers.-Inf.-Regts. auf der Höhe Tête de Behouille zur Verteidigung ein. Durch den vorliegenden niedrigen Fichtenwald wurde Schußfeld gemacht. Gegen 10 Uhr morgens fragte der Kompagnieführer, wer sich freiwillig als Beobachtungsposten auf einer Fichte, von der die gegnerische Stellung zu überblicken war, melden wolle. Ohne Zögern meldete sich der Infanterist Heinrich Kaiser, aus Feuerbach-Pfaffen, ausgerüstet mit einem guten Feldstecher und Meldeblock, ohne Seitengewehr und Helm, bis zum Gipfel des Baumes. Eben beim Skizzieren des Vorgeländes beschäftigt, fing die französische Artillerie mit der Bestreichung des Waldbrandes an und gleich plachte auch zwanzig Meter vor dem Baume das erste Schrapnell. Das Feuer wurde immer heftiger, links und rechts vom Beobachtungsposten plachten die Geschosse. Nun folgte Schuß auf Schuß, und die Lage des Beobachters wurde von Sekunde zu Sekunde gefährlicher. Der Bataillonskommandeur rief Kaiser zu: „Nun wird's aber zu ungemütlich da oben, sind Sie fertig mit Ihrer Skizze?“ Die Antwort kam: „Noch nicht, Herr Major!“ Doch schnell zeichnete Kaiser die erkundete Stellung, eine nur 1500 Meter entfernte französische Batterie ein, wickelte die Skizze um eine Patrone und warf sie herunter. Obwohl die Aufgabe gelöst war, blieb Kaiser doch noch auf seinem Posten, um weitere Vorgänge in der feindlichen Stellung festzustellen. Noch 20 Minuten blieb er auf seinem Baume. Als er wieder unten anlangte, wurde er für sein tapferes Verhalten vom Bataillonskommandeur beglückwünscht und vom Jubel der Kameraden begrüßt.

Der verlorene Posten.“)

Es stand einmal ein Grenadier auf einem Berg Schildwacht; Da mußte nun sein Regiment grad um Mitternacht In größter Eile abmarschier'n, und man ließ aus Versehen Den guten braven Grenadier auf seinem Posten steh'n.

Der Grenadier ging auf und ab, schon schlug die Uhr halb zwei, Da dachte sich der gute Mann, die Zeit ist längst vorbei, Kein Zweifel löst dich heute ab von deinem Posten hier, Ich laß den Posten sein und geh' in mein Quartier.

Er eilte dann in sein Quartier, da hieß es: Guter Freund, Ihr Regiment ist abmarschiert, es naht sich der Feind. Da sprach der gute Grenadier, jetzt geh' ich nicht mehr fort, Ich bleibe nun als Deserteur bei euch in diesem Ort.

Nun waren vier Jahr vorbei, so ist sein Regiment Per Zufall wieder einmarschiert, da schrie er: Saprament! Man wird mich jetzt zur Strafe zieh'n, denn ich bin Deserteur; Wenn jetzt ein guter Plan nicht hilft, dann rettet mich nichts mehr.

Er hing schnell seinen Säbel um, nahm sein Gewehr zur Hand; Ging wieder auf den Berg hinauf, wo er dann Schildwacht stand,

Wie staunte da der Kommandant, als er auf einmal sah, Daß dieser Mann schon Schildwacht steht, er frag: Was machst du da?

Der Grenadier sprach: Edler Herr, ich bin ein armer Narr, Ich muß hier ewig Schildwacht steh'n, ich steh' schon hier vier Jahr,

Mein Regiment ist abmarschiert, ich wurd' nicht abgelöst, Ich darf von meinem Posten nicht, dr'um steh' ich heut' noch fest.

Da lachte laut der Kommandant; er kannte diesen Mann, Er schenkte ihm dann keine Straß' für seinen guten Plan: Da schrie der gute Grenadier vor Freude dann Vivat! Es lebe hoch der Kommandant, der mich befreit hat.

*) Ein Leser unseres Blattes stellte uns dieses lustige Gedicht, das aus Ungarn stammen soll, und etwa 60 bis 70 Jahre alt ist, zur Verfügung.

Der Landbote.

Volkstümliche Wochenbeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 3.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1915.



Mutter.

„Mutter, wann kommt der Vater vom Krieg?“

Kinder seid stille!

Der Krieg, der grausame, ging erst an,

Wetz keiner, wann er enden kann,

Keiner kann es sagen.

„Mutter, die Post bringt kein Brieflein mehr!“

Kinder seid stille:

Vater ist weit in Feindesland —,

Glaubt ihr, da sei eine Post zur Hand?

Gute Nacht, ihr Lieben!

„Mutter, was sind deine Augen so rot?“

Kinder seid stille!

Kam mir wohl was ins Aug' hinein!

Denkt ihr gar, ich hab geweint?

Gute Nacht und schlafet!

„Mutter, was trägst du ein schwarzes Gewand?“

Kinder, Kinder, seid stille!

Der Krieg ist eine Trauerzeit,

Sollt ich nicht tragen ein schwarzes Kleid? —

Läßt euch Liebes träumen!

R. Buchner in der „Thür. Lehrerzeitung“.

Der Westerwald und die Kosaken.

Eine Hundertjahr-Erinnerung von D. Kunkel.

Zu den russischen Truppen, die sich zuerst auf deutschen Boden wagten, gehörten auch Kosaken, jenes Reitervolk, das seit alters der Schrecken der mit Ruhland Krieg führenden Völker gewesen, ob mit Recht, mag dahingestellt sein.

Der Einbruch dieser feindlichen Heeresmassen führt unsere Gedanken zurück in die eiserne Zeit der Befreiungskriege. Damals kamen schon einmal Kosaken in unser Vaterland. Bis in die weßlichen Gebirgsteile, über die Westerwalddhöhen, fluteten sie, hinab ins Rheintal. Freilich, nicht als Feinde kamen sie damals, sondern als Freunde. In der Gefolgschaft Münchers, als Kämpfer gegen Napoleon erschienen sie.

Bei Leipzig war der Kosak in breitköpfigem Ringen zu Boden geworfen worden. Nach Westen floh der Rest seines geschlagenen Heeres. Ihm nach wie Sturmesjungen der Marschall Vorwärts. Bis Altenkirchen war er gekommen und weiter. Mit ihm das russische Korps St. Priest und seine Kosaken. Als das Herbstlaub von den Bäumen fogte, zogen sie heran und legten sich in die Dörfer des Westerwaldes. Erst als das Jahr zu Ende ging, zogen sie weiter. Blücher, der Ungeßtüme, war zurückgerufen worden von den Zauderern und konnte erst von Sieben aus wieder weiter südlich vorwärtsgehen. Bei Gaus überschritt er „Deutschlands Strom“ in der Reisefrühzeit. Und zur gleichen Zeit gewannen die Russen bei Koblenz und Rheindiez die andere Uferseite.

Als Freunde waren sie auf den Westerwald gekommen. Die armen Westerwälder sollten es gar bald sehen, was es heißt, Kosaken als Freunde zu haben.

Geschehnt hatten sie, als die russischen Regimenter vom Don und von der Wolga über die Höhen zogen. Entgegengelassen waren ihnen die Dorfbewohner. Kein Wunder aber auch. Vor ihnen waren die Franzosen dagewesen. Das waren Feinde und hatten sich so weit es auf ihrem eiligen Durchzug zu ermöglichen war, als solche gezeigt. Nun aber kamen Freunde. Vorboten ruhender Freiheit.

Gesammert haben sie, als Woche auf Woche sich hinzog und die Ställe sich leerten und die Vorräte schwanden. Gätte man die Franzosen noch einmal gegen sie eintauschen können. Wie glücklich wäre man gewesen. „Besser die Franzosen als Feind, denn die Russen als Freund“, das war die Meinung aller Westerwälder. Manche Kosakengeschichte hat sich in den Westerwaldsdörfern noch aus jener Zeit erhalten. Von Mund zu Mund sind sie gewandert, aufgebauscht, entstellte manche von ihnen. Doch die vergilbten Blätter der Chronik, Archivakten und alle Rechnungen reden eine deutliche Sprache.

Keine ihrer hervorragenden Eigenschaften, die ihr Erscheinen zur unauflöschlichen Erinnerung einzuprägen geeignet sind, hatten sie abgelegt. Obenan stand ihre Raubgier. Wie die Raben stahlen sie. Was ihnen in die Finger kam, mißte mit. Wenn's möglich war, taten sie's heimlich. Doch war es nötig, wandten sie auch Gewalt an.

Wahre Raubzüge veranstalteten sie bei ihren Besuchen, die sie in vielen Ortschaften des Westerwaldes machten. In kleinen Trupps kamen sie. Hoch zu Ross erschienen sie in den Bauernhöfen. Bis in die Scheunentennen drangen sie mit ihren Pferden vor. Und manch Bauernweib ist herzhaft erschreckt, wenn so ein Kosakengaul zur Küchentür oder zum Fenster hereinrudelte und ein wildes Gesicht mit gewaltiger Bärenmähne darüber sie angrinste.

Reist meckelten sie sich bei dem Bürgermeister. Unter dem Vorwand, Nahrungsmittel oder Futter für das Heer zu holen, traten sie dort auf. „Ochsen und Kuh“ verlangten sie „vor Fleisch“, Scheffel Hafer und Fuhren Heu „vor Fuder“. Nicht selten wurde ihnen das verweigert. Der Bürgermeister glaubte, da sie doch Freunde waren, einen Ausweis fordern zu dürfen. Höfliches Lachen wurde ihm als Antwort. „Ausweis? Vom Amt? Vom General? — Was Amt! Was General! Es ist Krieg!“ Und folgte er nicht ihrem Begehren, so wurde so lange „guginiert“ (kujoniert, bis ihnen ihre Wünsche erfüllt) waren. Und damit das rasch geschah, drohten sie. Den Feuerbrand wollten sie werfen ins Strohdach des Bürgermeisterhauses, der Hütten des ganzen Dorfes. Und die Galgengeister saßen ganz darnach aus, daß sie das wahr machten. Daß sie es schon getan, dafür legte der gerötelte Abendhimmel Zeugnis ab.

Das Lehte an Haferstroh, Heu und Getreide mußte der Bauer hergeben. Die Lehte Kuh zwangen sie ihn, loszubinden.

Und wenn nichts mehr dergleichen da war, so nahmen sie auch Geld. Im Grunde war ihnen das ja auch lieber. Das überhob sie des Transportes und der Mühe, das Geraubte zu „verködern“. Ins Wohnzimmer drangen die Kerle ein. Die Wände beklopften sie, ob nicht etwa geheime Schätze dahintersteckten mit gefüllten Beuteln. Oft genug wurden solche Schatzkammern entdeckt. Dann wanderte alles in die unergründlichen Taschen der Diebe, „Brabander“ Taler und Florins, Gulden und Kreuzer.

Was sie nicht alles gebrauchen konnten, das sah man, wenn sie in einen Aramladen einbrachen. Zwar waren die damals auf dem Westerwald noch selten. Sie gerade gehörten aber zu ihren gesuchtesten Plätzen. Das wußte man bald und hatte sie meistens vor ihrem Eintreffen verschlossen. War ein solcher aber nicht unentdeckt geblieben, so flutete es wie eine brandende Meerewelle da hinein. Die Füllungen der Türen flogen krachend ein, die Scheiben der Fenster splitterten umher. In großen Säcken, die sie mitbrachten, und die sie an beiden Seiten des Sattels herunterhängen ließen, brachten sie alles unter. Butter und Käse, Wurst und Schinken, Speck und

Brot, Strümpfe und Schuhe. Hausrat und -unrat, brauchbaren und unbrauchbaren, hieken sie aus dem Hause mitgehen. Alte Kleider, Rissenbezüge und Bettlaken mußten die Schlafstuben hergeben. In den Ställen und Schuppen sammelten sie die Eier und drehten den Hühnern die Hälse um. Manch fettes Schwein wurde ihr eigen. Am Spieße brieten sie einen Teil und nahmen den Rest unterm Sattel mit.

Der ganze Westertal hatte unter diesen Räubern zu leiden. In Altenkirchen hausten sie und in den Dörfern des Nassauer Landes.

In Limburg veranstalteten sie einen Krammarkt und boten den Bauern das Gut, das ihnen einst gehörte, zum Kauf an.

Was halfen die beweglichen Klagen, die die Bürgermeister an Amt oder General richteten:

„Am Mitternacht kamen die Kosaken. Sie brachten lauter Schreck und Aufruhr. Sie wolben vier feste Röh und Hundert Rauszigen Saeh, und das in Aller Geschwindigkeit. Nun Wißte wir nicht, Was wir Machen sollten. Dann sprach der Dolmetscher, wir Müsche mit Ihnen in Arkoth (Arkord) geben. So haben wir gefragt, was sie haben wollte, sagte er: 6 Drabander. Wir sachten, wir heten kein Geld. Das bath (half) all Nids (nichts). Wir mußte sehen, das wir Geld kriegen. So haben wir brocht auf 4 Drabander und an Bering-(Behrungs-)kosten 52 Kreuzer.“

Doch auch Blut schenken sie nicht, die „Freunde“.

Ein paar Stunden von Neuwied hebt sich bei dem Dorfe Dermbach eine Bergkuppe aus dem hügeligen Gelände, das Dermbacher Köpfe. Das Haupt des Berges, der weithin ins Rheintal und hinüber in die Eifelberge schaut, krönt eine uralte Buche. Die „Kosakenbuche“ heißt sie im Volksmunde. Weitläufig reichen die knorrigen Äste und trohig ragt der bemoste Stamm. Wenn sie reden könnten, sie wüßte manches von Kosakengeschichten zu berichten. Eine Heerstraße ging an ihr vorbei. Da hat sie die Schreie überfallener Menschen vernommen, Blut fließen sehen, und so ist sie noch heute, wie sie dort oben steht, eine brennende Anklage gegen Kosakenungeheuer.

Schon hatte das Abenddunkel im Baldgesträuch. Da zog ein Markelenderwagen dort vorüber. Zur Seite schritten zwei Männer. Auf dem Wagen eine Frau. Gemächlichen Schrittes ging der müde Gaul, friedlich plaudernd die Wanderer. Sie ahnten nicht, daß im Hagelbuche etwas lauert. Sie merkten es erst, als die Frau mit einem Schrei aufsprang, und es die Männer zu Boden riß und kaltes Eisen ihnen in die Seite fuhr. Das Weib suchte zu entkommen; ein paar roher Hähne, die ihm in die Haare griffen, hinderten die Flucht.

Der aufdämmernde Morgen schaute drei menschliche Leichen. Durch Stiche und Stiche die Männer bis zur Unkenntlichkeit entstellt.

Die Westertalwälder jubelten auf, daß sie die Kosaken los wurden, die Freunde sein wollten, aber „Schinderfnechte und Meuchelmörder“ waren. Im Mai 1814 kamen sie wieder. Noch einmal hausten sie in unserem Vaterlande wie zuvor.

Die Kosaken als Feinde zu haben, muß furchtbar sein. Ostpreußens Boden weiß davon zu erzählen.

Volkshumor u. Volksbrauch im Taunus und der Mainlande.

Von Archivar a. D. F. W. E. Roth.

I.

Der Volkshumor ist Poesie in ungebundener Form. Die Poesie ist eine rechte Kunst des Volkes, der Schalk und der Schwermütige sind die rechten Volksdichter, entweder fröhlich, witzig und ulkhaft oder ernst, tadelnd und erbauend. Wie das Volk denkt, hat stets einen tiefen Hintergrund. Derselbe ist angreifend, nicht gerade liebenswürdig und der Spott sitzt ihm im Nacken. Der Volkshumor ist angeboren und auch der Volksbrauch hat oft eine humoristische Seite. Der Volkshumor ganzer Dörfer äußert sich als scharfes und deutliches Urteil über die Nachbarn, aber auch über einzelne unter sich. So entstand der nachbarliche und persönliche Anname als Naderel der Orte und einzelner Personen. Der Volkspott gibt seine Stiche aus, er erträgt aber auch Angriffe. Nur der Hitzkopf und Schwachsinne, und diese Leute gibt es in jedem Dorf und in allen Volksschichten, nimmt den Volkshumor übel auf und wird in Wort und Tat angrifflich. Nachstehend sind eine Anzahl an Mutterwitz reiche Ortsnederen und volkstümliche

Bräuche aus einem Teil Nassaus zusammengestellt. Der Volkstamm im Taunus und im Maingau erhielt sich nicht rein, aber er erhielt seinen Humor und Volksbrauch teilweise bis in unsere Tage als liebgewordenes Erbe der Ahnen. Der Volkshumor erhält sich länger als der Volksbrauch. Bekteren wieder ins Volk zurückzupflanzen oder künstlich zu erhalten, dürfte Treibhauskultur und Maskerade werden.

Die Hofheimer am Taunus heißen die „Ambeten“. Angeblich und nicht unmöglich gab es zu Hofheim eine dumme Frau, die Annababette oder „Ambet“. Wer dumm war, von dem sagte man: „Du bist ja noch dümmer als die Hofheimer Ambet“. Hofheim war Amtssitz, und die Hofheimer mögen sich darauf etwas eingebildet haben, daher der Ausdruck Ambete für Amtsleute gegen Selbstüberhebung. Die Hofheimer Glode des Rathauses, welche auch zum Steuerzahlen rief, lautete: „Geld mangelt, Geld mangelt“. Auch hier ein gewisser Dämpfer auf Überhebung. Auch der schief ausgefallene Turm der katholischen Hofheimer Kirche dient dem Volkspott im gleichen Sinn. Die Langenhainer heißen wie die Oberjoshbacher die „Hainböde“ oder Waldgeden, von ihrem großen Wald und ihrer vielfachen Beschäftigung darin, auch die „Kennevämme“ oder Rindenwämme, von der rauhen, wolligen Kleidung der Waldarbeiter. Da zu Langenhain fast jeder bessere Mann einen Privatwald, häufig nur ein paar Bäume, besitzt, lieferte Langenhain früher kleine Wellen, bestehend aus mehreren Bängeln, etwas Reis und einer Bindeweide nach Hofheim in den Handel. Deshalb läuten die Langenhainer Gloden: „Drei Bengel, paar Reiser, e Weid“. Von den zu Marzheim wild wachsenden Kirschen oder „Knotten“ heißen die Marzheimer die „Knotte“ oder „Knotteköpfe“. Die Lorschbacher nennt man die „Hampele“, die Eppsteiner die „Pflaster“. Ein Schultheiß zu Eppstein habe neues Pflaster anlegen und durch die Schelle die Verunreinigung verbieten lassen. Eppstein heißt im Volksmund auch „Eppstein“. Die Schneidhainer heißen die „Guckud“. Da sie sich angeblich um alles kümmern und in jedes Nest schauen, die Neuenhainer mit den Bremthalern die „Gelerüben“, die Krißeler von ihrer Gänsezucht die „Gäns“, die Hattersheimer die „Bachs“, da sie an dem Gold- oder Schwarzbach wohnen, welche Bezeichnung auch Niederrhauen zuteil ward. Die Krißeler nennt man die „Zigeuner“, weil dort lange ein Zigeunerlager war, die Zeilsheimer die „Frösch“ wegen eines früheren Froschteichs bei ihrer Kirche. Von Münster sagt man, seine Kirche habe Papierfenster. „Die Münsterer mit ihre papierne Fenster“. Die Sodener oder „Söder“ haben eine Papierlaterne als Beleuchtung mit dem Motto: „Es brennt noch lang nicht halb so hell als dies Papiergestell“, nämlich eine frühere Gasbeleuchtung. Die Hornauer heißen die „Res“, denn sie sprechen gegen die Umgegend statt Nas deutlich „Res“. Die Sindlinger nennt man die „Gröpperi“ von einer Taubenart Kröpfer, die Schwanheimer die „Grohäns“ von ihrem Grothun. Zu Höchst gibt es die „Höchstler Luft“ und „Höchstler Wind“, von dessen angeblicher Einbildung als früherer Amtsstadt, mithin ein Gegenstand zu Hofheim. Ein nett gepupstes Frauzenzimmer hieß früher „Höchstler Luft“ oder „Höchstler Kind“. Von der gerade nicht durch reiche Mittel unterstützten Grothueri der Höchstler entstand die „Höchstler Jagd, aber Iaa Haase“. Die Griesheimer heißen die „Gigale“. Von der Großartigkeit Schwansheims geht der Spruch: „Schwanem wehr dich, Grikom nimmt immer dich“, was eintrat, denn die „Gigale“ sind den „Grohäns“ längst über. Das leichtlebige Hedderheim hat den Spitznamen: „Kleinparis“. Von den Dörfern Vommersheim, Stierstatt, Weiskirchen geht der Spruch: „Wer durch Stierstatt geht und wird nicht geschmissen, durch Vommersheim und nicht von Hunden gebissen, und durch Weiskirchen und wird nicht verspottet, der hat wahrlich große Gnab' bei Gott“. Königstein hat ein Loch, nicht allein das Königsteiner Loch für die Seiwitter, sondern, wenn jemand ein Loch im Kleid hat, heißt es: „Ach, Gott, der ist von Königstein“. Die Ruppertsheimer heißen die „Raupen“, die Eppenhainer die „Narren“, die Schlicher von deren früheren Kohlenbrennerei die „Kollestippel“, die Schloßborner von der früheren Weiskrautgucht die „Kappesköpp“ oder „Krautköpp“, die Reisenberger von deren Unternehmungslust in Industrie und Kurhaltung die „Brüder“ oder „die mit den hohen Kragen“, die Hestricher die „Strumwelsköpp“ oder „Langköpp“, die Lenzhainer die „Spageder“, weil sich angeblich dort kein „Spah“ oder Spetzling ernähren könne, ihre „Kerb“ die „Spagederb“. Die Seelbacher Gloden läuten: „Scherr ein, hol en andern“. Die Königshöfer heißen die „Tolengraber“, die Absteiner die

„Lügner“, die Niedernhäuser von ihrer Haserzucht die „Hawerfäde“, auch die Wachs . . . und „Auchenfresser“, die Niederjoshbacher die „Schnafe“ und die Bremthaler die „Gele-roibe“ oder „Bären“. „Bremthaler Bär, brumm emol“, ist ein häufiger Spott. Die Oberjoshbacher sind mit den Langen-hainern die „Gainböck“, ihnen zu Ehren ward früher von deren Geidelbeerhandel der „Geidelbeerenzwalzer“ getanz. Von dem „Säuwasser“ der Engenhäner gehen viele Erzäh-lungen um, wahr und gemacht, wie jene Engenhäner Frau über den Rhein im Rachen fahren wollte, und sich beim Sturm fürchtete, mit den Worten: „O Engenhahn, du edler Wassern, soll ich denn in dem Sautrog mein Leben lassen?“ So harmlos diese Ortsniedereien sind, so sehr haben solche zu Streitig-keiten geführt. So ist die Ruppertsheimer und Eppenhainer, die Niedernhäuser und Oberjoshbacher Jugend nur zu häufig aneinander geraten, und dulden sich nicht recht im Ortsbering. Zu Bremthal gab es früher das „Dorfrecht“. Sich dort ein Mädel zu freien, war gefährlich, denn nur die „Bremthaler“ gestanden sich dieses Recht zu. Jetzt ist auch das „Dorfrecht“ beseitigt. Da die Bremthaler „Kerb“ Mitte Juli in die Gelberübenzeit fällt, kamen und kommen zum Fleisch Gelberüben zu Bremthal auf jeden Tisch. Fremde, die an diesem Tage nach den Gelberüben fragten, oder deren Kraut an Gut und Not trugen, sehten sich früher der Gefahr aus, Prügel zu bekommen, von denen elf aufs Duzend gingen. Das haben sich die Bremthaler nun abgewöhnt, aber innerlich ärgern sie sich doch, wie auch über die Redensart: „Du, Bremthaler Bär, brumm' emol“. Bremthal ist das Schilda des Taunus. Alles, was hier oder anderwärts sich zutrug, wird diesem Ort zuge-dacht. So soll einst ein Bremthaler Schultheiß und Maurer-meister einen Gemeindevollstoll gebaut, aber dessen Bauart ein Gemeindevollstoll wegen der Höhe kritisiert haben. Der ent-rüstete Erbauer trat in den Stall und meinte: „Den Ochsen magst du sehen, der höher ist als ich!“ Verschiedenes andere dieser Art in: „Gemeinnützige Blätter für Hessen-Rassau.“ 1908. S. 102. Alle diese Erzählungen bieten gesunden Volks-humor. Im allgemeinen duldet das Volk Selbstüberhebung am wenigsten, wie Hofsheim, Böckst, Reisenberg und andere Orte erweisen. So ist nachbarliche Eifersucht oft der Born des Spotts.

Auch das Volkstum mit seinen stets wiederkehrenden Ge-bräuchen hat viel Merkwürdiges und Humoristisches. Diese Gebräuche vereinfachen sich, andere verschwanden im Wandel der Zeit ganz. Ganze Berufsarten, wie die Volksfiguren der fahrenden Binnigler, der Tiroler „Krauthomweler“, der Bunderhäns, die Nagelhändler, sind in Nassau dem Verkehr gewichen. Noch in einzelnen Typen kommen vor Kesselflicker, Regenschirmmacher, Korbflücker und wandernde Leineweber. Der Wald hat seine Köhler von Beruf, nahezu auch seine Besenbinder verloren. Darunter waren oft wahre Originale. Zunehmende Polizeiaufsicht hat auch mit den Dorforiginalen aufgeräumt und sie als Idioten und Arbeitscheue in Anstalten gebracht. Anders noch zur Zeit des „Pittchen von Güz-bach“ und des „Bremthaler Hannes“. Schwachsinzig und einer richtigen Arbeit feindlich waren beide gewiß, aber harmlos und der Verbrechenslaufbahn unfähig. Das „Pittchen“, der Peter Haupt aus Oberjoshbach, gehörte keineswegs der dort noch blühenden Familie dieses Namens an. Er bekam einen polizeilichen Wanderschein als fahrender Musikant und ver-diente seine schmale Kost mit Geigen. Sein Repertoire be-stand in einem zweiseitigen Walzer, dessen ersten Teil, dumpf und verworrend klingend, sich auf der höheren Saite schrill wiederholte. Sein Hauptgeschäft war der Empfang ungezähl-ter Käsebrote, die in seinem Zwerghaus meist verschwanden. Bekam er den Rest eines Mittagessens, Gemüse ohne Fleisch, dann aß er das Gespendete ohne Murren, stellte den Teller an die Tür und sang dann zur Geige: „Kollerawe ohne Kaausch laun eich aach in Güzbach frische.“ Sonach war er jedermanns Freund, und sein Spottliedchen für den Geiz war alsbald ver-gessen. Wenn er aus Dankbarkeit geigen wollte, und die Leute sagten: „Loß nor, Pittchen“, dann „war es ihm aach net ums Geige“ zu tun. Zu gleicher Zeit mit dem Pittchen und nie dessen Gegner aus Reid trieb sich der „Bremthaler Hannes“ oder Johannes Jästatt im Taunus und im Ländchen herum. Pfarrer Rörger zu Oberjoshbach, der ihn für einen hellen Kopf hielt, unterrichtete den „Hannes“ im Latein und Vor-kenntnissen, denn der „Hannes“ sollte „Pfarrer“ werden. Als der „Hannes“ zu Mainz seine Aufnahmeprüfung machte, stellte sich heraus, daß er manches nicht „bedappelt“ und vieles ver-gessen hatte. Er kannte das „m u s a“ nicht, wurde heimge-schickt und kam heim mit den denkwürdigen Worten: „Deß

war heint widder for die Kach, brengt mer mol etwas zum Achele; eich hun Hunger“. Bei Meister C., der ihn in der Fußbekleidungskunst unterrichtete, dudelte, piffte und sang der „Hannes“ den lieben langen Tag, bis er fortgeschickt und auch Musikant wurde. Da es aber an einem Musikinstrument fehlte, zeigte der „Hannes“ „Reerwuzchen“, ließ solche von den Kindern mit Milch füttern, sie „Kriegerges“ spielen. Auf-gefordert: „Hannes, danzt emol“, sang und tanzte „Hannes“ wie ein „Dummelbaum“ um sich selbst und suchte mit seinem Knotenstod dazu. Sicher war das mehr Genuß für die damaligen Tauniden, als heute ein unverständenes Theater-stück dem Taunusbewohner Freude bereitet.

So schreiben „Barbaren!“

Ein 43jähriger Landsturmann aus Bierstadt, ein Handwerker, schreibt folgenden Brief: „Ch . . . den 26. 2. 15. Liebe Frau und Kinder! Liebe Frau, es war eine laue, mon-desheile Nacht, da sehnste ich mich wieder einmal recht nach Euch. Wir stehen hier auf einem sehr einsamen Posten, da hört man des Nachts nichts als das Rauschen des Flusses unter seinen Füßen. W und zu wohl einmal ein dahersausendes Auto auf der nahen Chaussee. Unser Posten ist ja gar nicht gefährlich, denn die Bevölkerung hat sich besser gefügt, als in Belgien. Hier ist nicht ein Haus, das beschädigt ist, aber die Not ist hier sehr groß, denn sämtliche Fabriken stehen still. Man sieht hier auch weiter niemand als alte Männer, Frauen und Kinder. Der J . . . Kanal ist hier verbarrikadiert mit Schiffen, denn die Engländer haben hier etwa 30 beladene Schiffe versenkt, lauter französische. Auch in den Fabriken haben die zurückgehenden Engländer sehr viel Schaden ange-richtet. Doch davon genug. Die Stadt können wir uns vor-läufig nicht ansehen, denn wir dürfen unsere Wache nicht ver-lassen. Liebe gute Frau, sei also unbeforgt um mich, es wird schon die Zeit kommen, daß ich Dich wieder froh in meine Arme schließen kann. Ich will Dir mein Empfinden der sek-ten Nacht noch mitteilen, welches ich in ein paar Verse zusam-mengefaßt habe. Du kannst daraus sehen, wie schnell man aus Gedanken gerissen wird. Denn es kann ja vorläufig nicht anders sein. Ich stand heute nacht von 11 bis 1 Uhr Posten und war tief in Gedanken versunken:

Steh ich in lauer, mondesheiler Nacht
Am P . . . Fluß auf stiller Wacht.
So denk ich an die Lieben mein,
Die ich verlassen im trauten Heim.
Da schleicht sich Wehmut in mein Herz,
Es möchte zerbringen fast vor Schmerz.
Doch es gilt zu schützen das Heimatland
Vor einem Angriff von Feindeshand.
Ange und Ohr nach vorwärts gerichtet,
Ob eins oder's andere den Feind wohl sieht.
Doch nichts ist zu hören, auch nichts zu seh'n,
Drum kann ich beruhigt weiter geh'n.
Da, hoch, es schlägt die erste Stunde
Und langsam naht die Auflösungsrunde.
Ein Hali! ertönt, Ablösung vor!
Ohne Tritt marsch! ertönt's im Chor.
Nebt nebt es zur stillen Wache hinein,
Auf Wiedersehen denk ich, ihr Lieben daheim.

Ja, auf Wiedersehen. Nach diesen Versen wurde es mir wieder leichter und ich schlief sanft ein, bis 5 Uhr, da hieß es: wieder auf Posten. Bin also wieder frohen Mutes, und so hoffe ich es von Euch allen und verbleibe mit herzlichem Gruß und Auf Dein Dich liebender Mann. Euer Vater . . .“

Umschau.

* Die Aufgaben der Jugendpflege während der Kriegszeit. In einem an sämtliche Verwaltungsbehörden gerichteten Er-las weist der Kultusminister erneut darauf hin, wie dringend erwünscht es ist, der Jugendpflege in der gegenwärtigen Kriegszeit verstärkte Aufmerksamkeit und Förderung ange-deihen zu lassen. In besonders schwieriger Lage und darum umfassender Fürsorge bedürftig erscheinen diejenigen Jugend-lichen, die nach Entlassung aus der Schule eine geeignete Ar-beits- und Ausbildungsgelegenheit bisher nicht gefunden haben. Die Zahl dieser Jugendlichen wird sich zu Ostern noch steigern, da die gegenwärtige Lage unserer Volkswirtschaft den Übergang von der Schule in die Erwerbstätigkeit und namentlich in eine geordnete Berufserziehung vielfach er-schwert. Dazu kommt, daß unter der heranwachsenden Jugend viele der Beratung und Erziehung des im Felde stehenden Familienvaters entbehren, und daß in zahlreichen Fällen auch

die Einwirkung der Mutter durch vermehrte Sorge um den Unterhalt der Familie beeinträchtigt ist. Durch einen besonderen Erlass hat der Minister deshalb die Möglichkeit gewährt, daß zur Entlassung kommende Volksschüler auf Wunsch ihrer Eltern oder Vormünder, da wo es mit dem Schulbetriebe vereinbar ist, die Schule noch weiter besuchen dürfen; dieser Erlass bleibt für die Kriegsdauer in Geltung. Da aber nicht viele Schüler von dieser Möglichkeit Gebrauch machen können, ist es vaterländische Pflicht aller beteiligten staatlichen Behörden und Gemeindeverwaltungen, insbesondere auch der Jugendorganisationen und aller Freunde der Jugend, sich der in der angeordneten Notlage befindlichen Jugendlichen mit Rat und Tat anzunehmen. Wie dies im einzelnen am zweckmäßigsten zu geschehen hat, wird von den örtlichen Verhältnissen abhängen. Namentlich wird ein planmäßiges Zusammenwirken der Gemeindevorstände, der Kirche, der Schule und überhaupt der amtlichen Organe mit den Jugendauschüssen und den privaten Jugendpflegschaften der verschiedensten Art, insbesondere auch mit den Stellen für Berufsberatung, Arbeits- und Lehrstellenvermittlung sicherzustellen sein. So weit die Heranziehung des Jugendpflegschaftsfonds notwendig erscheint und die vorhandenen Mittel nicht ausreichen, ersucht der Minister um Anträge auf Verflärkung des Fondsanteils. W.

Im Hause bleiben! Trotz der Kriegszeit ziehen viele junge Mädchen vom Lande in die Großstadt, um dort ihr Glück zu suchen. Das ist nicht richtig. In den Großstädten, besonders in Berlin, suchen schon viele einheimische junge Mädchen vergeblich Arbeit und Verdienst. Wie viel leichter kommen da erst die auswärtigen in Not und Gefahr! Auf dem Lande dagegen fehlt es an Kräften, um in Feld und Garten die in diesem Jahr so besonders wichtige Arbeit zu verrichten. Man hält in den Großstädten Versammlungen ab, um im Interesse des Vaterlandes über die Versorgung des Landes mit Arbeitskräften zu beraten, und manches Stadtkind hat sich schon bereit gefunden, hinauszuziehen; aber niemals werden die Bewohner der Städte in Feld und Garten daselbst leisten können wie die auf dem Lande groß gewordenen Landkinder. Der Verein Wohlfahrt der weiblichen Jugend (unter dem Protektorat der Kaiserin) Adresse: Berlin, Tiedestraße 17, möchte daher vor dem jetzigen Quartalswechsel alle jungen Mädchen ganz besonders herzlich davor warren, in die Großstadt zu ziehen und leichtsinnig sich Hoffnungen hingeben, die nicht erfüllt werden können. Die von demselben Verein geworbenen Helferinnen der Bahnhofsmission, kennlich an einer weißen Armbinde mit rotem Kreuz und der Umschrift „Deutsche Bahnhofsmission“, wollen zwar gern allen ankommenden jungen Mädchen mit Rat und Tat beistehen, der beste Rat ist aber zurzeit dieser: **bleibt daheim!**

Lesestunden im Schützengraben. Von allen Liebesgaben, die unsere Feldgrauen erhalten, sind vielen die ihnen zugesandten Bücher und Zeitungen am willkommensten. Manche größere und kleinere Lesegemeinschaft bildet sich da in den Feldbefestigungen unmittelbar vor den feindlichen Geschossen, und wer wollte bezweifeln, daß ein gutes Buch, ein Zeitungsartikel, ein Gedicht oder Lied die Lebensgeister wieder erweckt und unsere Tapferen zu weiterem Ausharren stärkt. In den Schützengräben liegt der Arbeiter mit dem Dr. phil. Schüller an Schüller. Nirgends führt das Leben wie wieder so nah zusammen wie hier. Ein Russetier Dr. S. schreibt der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“, die seit Beginn des Krieges 43 803 Bücher und 40 086 Bände und Hefte von Zeitschriften in größeren Sendungen an Bazarlette, Etappen- und Truppenlager und in kleineren Paketen an einzelne Krieger verfaßt hat und fortgesetzt weiter versendet: „In dreißig Jahren haben wir hier in einer Dedung. Die Freude über die Sendung können Sie sich gar nicht denken. Man schaut gleich wieder anders in die Welt, die hier so trübselig, schmutzig, gestört und schal erscheint, wenn der Geist sich am besten deutschen Geist wieder erfrischt hat.“ Ein Lehrer teilt von der ostpreussischen Front mit, daß er Reuter-Befestunden abhalte, Kriegsberichte verlese und die Ereignisse an der Hand von Kriegsfakten erläutere und dabei eine dankbare, aufmerksame Zuhörerschaft finde. Ein Obermatrose ist außer sich vor Freude, daß er Keller, Sturm, Ferdinand Meyer und Raabe für seine Kameraden erhalten hat. Der Bedarf an Büchern ist aber noch an vielen Stellen sehr groß. Der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung“ (Geschäftsstelle: Berlin NW. 52, Lilienburger Straße 21) ist deswegen die weitere Zuwendung von Büchern und Geldmitteln sehr willkommen.

— Der letzte Strohdeder des Westerwaldes dürfte, wie der „Rassauer Bote“ schreibt, in dem vor einigen Tagen infolge eines tragischen, im Vergewalt erlittenen Unfalls, verstorbenen ehemaligen Strohdeder Heinrich Wiederslein zu Ilfurth dahingegangen sein. Noch Anfangs der 70er Jahre blühte das uralte Strohdederhandwerk, wie ja mit Ausnahme der Kirchen- und der hauptsächlichsten öffentlichen Bauten das Strohbad auf dem Westerwald die allgemeine Bedachungsart bis weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen ist. Mit den 70er Jahren begann aus mancherlei Ursachen das Strohbad allmählich zu verschwinden, und selbst auf dem hohen Westerwald gibt es Gemeinden, in denen die Hälfte der Gebäude schon in Schiefer oder Ziegeln gedeckt ist.

Friede. Friede bedeutet, so plaudert Söhn (Hannover) in der Sprache des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“, in seiner Wurzel eigentlich Liebe, Schonung, Schutz. Wollte man einem Ort Schonung und Schutz sichern, so umfriedete man ihn. So bedeutet auch unser Friedhof ursprünglich nicht Friedhof, sondern den eingezäunten, eingefriedigten Raum um eine Kirche. Da dieser Raum in christlicher Zeit die Begräbnisstätte war, auf der die Gläubigen zum ewigen Frieden gebettet wurden, so hat sich bald der fromme Sinn mit dem Worte aufs engste und schönste verbunden. Auch in dem alten Worte Marktfriede tritt die Grundbedeutung des Schutzes noch deutlich hervor; bedeutet es doch nichts anderes, als den rechtlichen Schutz, unter den in aller Zeit die Handelsplätze gestellt wurden. Außerlich wurde dieser Schutz durch ein aufgestecktes Strohband oder einen Strohweid angedeutet, wie wir ihn noch heute in Waldschonungen und an marktfleischen Pferden sehen. In christlicher Zeit trat an die Stelle des Strohweides häufig das Kreuz, nicht selten auch eine am Rathaus angebrachte Fahne. Ja, es gibt noch heute in unserem Lande (kleine) Städte, an deren Marktplätzen eine solche „Marktfahne“ zum Zeichen des Marktfriedens aufgesteckt wird.

Volksmündliche Krieglitteratur. Karl Wehrhan, der Frankfurter Lehrer, der sich auf dem Gebiete der Volkskunde schon durch mehrere schriftstellerische Arbeiten ausgezeichnet hat, unternahm es, 200 Inschriften an den Wälfstücken zu sammeln und sie unter dem Titel: „Gloria, Bistoria!“ im Verlag von Wilhelm Seims in Leipzig, mit einer Einleitung und Zwischenbemerkungen versehen, als 40 Seiten starkes Heftchen herauszugeben, das vielen eine angenehme Erinnerung an diesen Krieg sein wird. Der Geist, mit dem unsere jungen Truppen ins Feld zogen, kann gar nicht besser geschildert werden, als es die Verfasser der zahlreichen gereimten und ungerimten, Ernst und Humor vermischenden Wagninschriften tun. — Ein schon wegen seines zierlichen Wälfstückenformates empfehlenswertes Soldatenliederbüchchen ist das von Major a. D. Morab unter dem Titel „Unser Wiederbuch“ herausgegebene und im Verlag der Deutschen Volksbuchhandlung in Berlin W. 3 erschienene. Das 160 Seiten starke, auf der Vorderseite des Einbandumschlages mit dem Bilde Grindeburgs und im Text mit den Wälfstücken des Kaisers des Kronprinzen und anderer Heerführer geschmückte Büchchen enthält die besten deutschen und österreichischen Soldaten-, Volks- und Heimatlieder und ist gewidmet dem Ostpreussischen Unterstützungsverein zu Berlin. — Das Heftchen „Deutsche Worte deutsche Lieder“, das Heinrich Bauer im Verlag der Dreierei Bauer in Marburg a. d. L. erscheinen ließ, gewährt sich durch einen besonders ernsten und frommen Grundton aus. — In dem Buch „Kriegsbilder aus der Bibel“ von Dr. Carl Auer, Pfarrer in Charlottenburg (Verlag von Carl Curtius in Berlin) weilt der Verfasser mit wunderbarer, ungünstigster Feinheit eine Verbindungslinie zwischen einst und jetzt zu ziehen. Jedes einzelne der padenden Bilder aus längst entschwundenen Tagen wird für uns zu einer wahrhaften Gegenwartsmacht. Der Scharfsinn eines gewissenhaften Gelehrten, der die religionsgeschichtlichen, kulturgeschichtlichen und rein menschlichen Momente im alten Testamente eindringlich erfasst, hat sich hier mit dem quellenreichen Ausdruckvermögen eines warm empfindenden Dichters vereint. — Erwähnt sei schließlich noch das „Deutsche Krieger-Gebetbuch“ von Max Meyer das 50 „Kraft- und Trostlieder“ — so nennt sie der Verfasser — enthält und im Goethe-Verlag in Leipzig, Taubchenweg 21, erschienen ist. — Der Hohenzollern-Burgkalender 1915 den Bobo Schardt im Verlage von F. C. König u. Schardt in Hannover herausgibt, enthält 12 farbige Hohenzollernburgen, die in einem Textband von dem Herausgeber beschrieben werden. Die Ausstattung des Kalenders ist wieder außerordentlich gewählt; auf den Krieg ist dabei Rücksicht genommen worden. Das breit angelegte Kalenderarm läßt viel Raum für handschriftliche Eintragungen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt. Der Nachdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung des Verlegers verboten.